uniformen Schwarz am Meeresstrande Konkurrenz machen.

Mit den „Behauptungen" ist man nach dem Prinzessinnenkleid, den in den letzten Jahren die zahlreichen Bademoden, Hüte, Hauben, Taschen dahingetragen haben, ziemlich vorsichtig geworden. Es stellte sich nämlich fast immer heraus, daß die praktischen unansehnlich, die Reichsamen aber unpraktisch waren, sie zerissen oder rissen das Haar usw. Wenn auch diesmal noch solch ausgefallene Bobelhüte auftauchen, wie es beispielsweise die mit fertiger Frisur, also mit Locken und Scheiteln sind, so hat man sich doch meist zur guten Gummikappe bekehrt, über die ein buntes Seidentuch nach Belieben geknüpft wird. Wer will, kann in dann noch Schmetterlingsschleifen aus Crepe usw. anbringen. In Bademänteln hat man jetzt auch in der Zeit der großen Capemode die Capestorm herausgebracht, die diesmal, wie ebenfalls die Badeanzüge selbst, in allen Farben des Regenbogens leuchten. Wer vernünftig ist, der bleibt jedoch bei den bewährten weißen oder gelblichen Frottéstoffen und gestaltet sie nur durch Aufschläge und Kragen in bunter Farbe etwas lebhaft. So ausgestattet, wird wohl keine unserer schönen Leserinnen die Blicke der Herren der Schöpfung in Poseidons Bereich zu scheuen haben.

Die Wiederkehr des großen Hutes.

Daß die Tage des kleinen Hutes gezählt sind, steht im Rate der Modegrößen fest. Das war vorauszusehen, denn alle Welt trägt jetzt kleine Hüte, so daß man schon etwas Neues haben muß, und ausserdem sind diese kapriziösen Gebilde lange nicht so kleidsam, als die breite Krempe, die einen so entzückenden Rahmen um das Gesicht legt. Während die mondäne Dame von gestern sich noch mit ihren Togies und winzigen Schuten den Teint und die Augen verderben, taucht auf den Köpfen der Modedamen, die in die Zukunft schauen, bereits ein wirklicher Schutz gegen die Sonnenstrahlen auf. Der Matrosenhut ist es, der den großen Umschwung in der Form der eleganten Kopfbedeckung ankündigt. Dieser schicke Hut in marinefarbener Seide oder in zartem Tüll hat bereits eine sehr breite Krempe und bereitet so das baldige Erscheinen der Rembrandt- und Rad-Hüte vor. Der Einfluß der Größe wird durch die reiche Garnierung verstärkt, die in einer breiten Blumengirlande, einem Band mit voller Schleife oder auch in einer Krone von Federn besteht, die um den Kopf herumgelegt wird. Auch wird der Hutrand durch eine Einfassung mit Spitzen oder feinem Tüll vergrößert, und das Gesicht so in zarte Schatten gehüllt.

Die Norwegerin und das Wahlrecht.

In diesen Tagen der Erörterungen um das Wahlrecht der Frau scheint es angebracht, die Arbeit zu betrachten, die die Frau in einem Lande vollbringt, das ihr das Wahlrecht eingeräumt hat. Seit nunmehr sieben Jahren besitzt die norwegische Frau das Recht zum Wählen; damals war es ein bescheidenes Wahlrecht, das von der Höhe der Steuersumme abhing, aber die mit der Gewährung des Stimmrechtes gemachten Erfahrungen müssen günstig gewesen sein, denn erst im vergangenen Jahre beschloß das norwegische Parlament die unbeschränkte Einräumung des Stimmrechtes auf alle Frauen im Alter von mehr als 25 Jahren. Léon Consell hat nun eine Führerin der norwegischen Frauenbewegung, die bekannte Journalistin Frau Cilla Anker, aufgesucht und über die Wirkungen des Frauenwahlrechtes befragt. „Ja, ich bin stolz, einem Volke anzugehören, das der Frau das Stimmrecht bewilligt hat", erzählte Frau Anker. „Wir Norwegerinnen alle sind auf unsere Männer stolz. Denn indem sie unsere Mitarbeit annahmen, bewiesen sie Gerechtigkeitssinn. Nun mit Vertrauen zu unserem Temperament: sie wußten, daß Frauenrechte uns nicht hindern würden, Frauen zu bleiben. Unsere Männer fürchteten nicht, daß die Frauen ihre heiligen Pflichten als Mutter und Gattin vernachlässigen könnten, die Männer selbst wollten den Frauen den Blick auf größere Gesichtskreise eröffnen. Die norwegischen Frauen haben ihre neuen Rechte mit Freuden ergriffen; in den Städten wo ihre Wahlbeteiligung sogar größer als die der Männer, 73 Proz. der wahlberechtigten Frauen gegenüber 72 Proz. der Männer. In den ländlichen Gegenden sind wir freilich noch nicht so weit, aber hier wird Unterricht und Erziehung fruchtbar wirken." Wozu haben nun die norwegischen Frauen ihr Wahlrecht benutzt? „Glauben Sie nicht, daß die Frauen ihren Einfluß dazu verwendeten, im Parlament eine Frauenpartei zu begründen. Sie wählen und stimmen wie die Männer nach ihrer Ueberzeugung und gehören allen Parteien an. Auf diese Weise beeinflussen sie das Programm der Partei am besten. Die erste ganz Wirkung unseres Eintretens in die Politik war, daß wir den Einfluß der Familie auf politische Leben hineintrugen. Der gute Ehegatte steht durch seine Frau sein Stimmrecht verdoppelt; und wo die Ehe unharmonisch ist, heben sich die beiden Stimmen gegenseitig wieder auf. Im übrigen hat das Wahlrecht nie Zwist in das Familienleben gebracht. Es hat bei uns Frauen das Verantwortungsgefühl als Mütter und Gattinnen gesteigert. Unser politisches Wirken galt hauptsächlich der Verminderung der Säuglingssterblichkeit, wir haben durchgesetzt, daß alle in Fabriken arbeitende Mütter 6 Wochen lang nach der Geburt eines Kindes zwei Drittel ihres gewöhnlichen Lohnes weiterbezahlen. Wir haben für die Armeren Volksschichten eine Mutterschaftsversicherung; vom Tage der Niederkunft an bezieht die Mutter acht Wochen lang täglich ungefähr eine Mark, bleibt zu Hause und pflegt ihr Kind. Die Rechte unehelicher Kinder sollen erweitert werden, die Verantwortung des Vaters wird erhöht, das uneheliche Kind kann den Namen des Vaters annehmen und ist auch erbberechtigt. In der Ehe haben die Frauen das gleiche Bestimmungsrecht über die Kinder wie der Vater und die Bestimmungen über die Ehescheidungen sind erleichtert. In dieser Richtung arbeiten wir tapfer weiter, gemeinsam mit den Männern und in völliger Harmonie mit ihnen."

Der Klub der Mütter.

In Haverfort im amerikanischen Staate Pennsylvania, hat sich ein „Klub der Mütter" gebildet, dem bisher hundert Mütter beigetreten sind und der sich das Ziel gesteckt hat, für ganz Amerika die Bestrafung der Kinder nach wissenschaftlichen Prinzipien zu regeln. Die hundert dem Klub beigetretenen Mütter trennen die Missetaten ihrer Zöglinge in drei Kategorien: Gedankenlosigkeit — Ungehorsam — und moralische Verworfenheit. Die Strafen sollen je nach dem Grade und nach dem Charakter der Kinder — denn die amerikanischen Mütter haben erkannt, daß manche Kinder den Knüttel mehr verdienen als andere — angewendet werden. Die Strafe soll auf der nackten Haut (unter Ausschluß der Oeffentlichkeit) applziert werden. „Wissenschaftliche Prügelstrafe" — das ist das Losungswort des neugegründeten Klubs, und die Anstrengungen der Damen verdienen alle Sympathie in einem Lande wie Amerika, wo die einzelnen Familien sehr wenig Kinder haben, die aber dafür um so mehr verzogen werden.

Die Erdbeere und die Schönheit.

Die Erdbeere hat entschieden Säfte in sich, die dem Organismus der Menschen durchaus zuträglich sind. Sie wirken als Schönheitsmittel. Dazu kommt, daß sie dazu beiträgt, die Verdauung zu fördern, also einen Mutwechsel hervorbringt. Besonders nützlich ist sie dem Zahnen. Die Erdbeere reinigt die Zähne von dem lästigen Zahnstein, der sich bei Alkoholgenuß so schnell ansetzt. Hat man einen Alkohol getrunken oder ist man in die Verlegenheit gekommen, in einem rauchigen Zimmer zu sitzen, dann genügt ein Teller frischer Erdbeeren, um allen unangenehmen Geschmack loszuwerden. Die Erdbeere hebt zum großen Teil die schädigende Wirkung des Alkohols auf, vielleicht nimmt man sie darum so gern zu der beliebten Bowle. Hat man am Tage ein oder zweimal Erdbeeren gegessen, dann strömt der Mensch einen so angenehmen Duft aus, daß sein Parfum der Welt imstande ist, ihn zu übertönen, und das gehört gewiß auch zu den Reizen der Frau, einen feinen, aromatischen Duft zu haben. Die Haut wird bei denjenigen, die oft und viel Erdbeeren essen, zart, weiß; das wußten auch große Künstlerinnen der Schönheit, das wußte z. B. Sarah Bernhardt, die Unvergleichliche, die wahrend der Erdbeerzeit kein anderes Obst auf ihren Tisch kommen ließ. Auch äußerlich angewandt, soll, wie vielfach behauptet wird, diese Frucht geradezu Wunder vollbringen. Erdbeeren, die man mit der weichen Seite auf die Stirn legt, sollen Runzeln verhüten, sollen die Stirn rein und zart machen, aus den Wangen alle Linien nehmen, wenn man sie, mit einem Tuch gehalten, auf die Wange legt, sollen der Haut den „Duft des Paradieses" geben.

Lustige Ecke.

Bedingt. Der Pfarrer bespricht in der Religionsstunde jene Bibelstelle, die da sagt, daß man selbst seinen Feinden Gutes tun und nicht rachsüchtig sein soll. „Wenn also ein Junge käme und dich durchhauen würde," wendet er sich an Hansi, „was würdest du tun?" — Hansi denkt eine Weile nach und fragt dann: „Wie alt ist der Junge, Herr Pfarrer?" (Jugend.)

Raffiniert. Räuber (zum andern): „Wie stellst du's denn immer an, daß du weißt, ein Spaziergänger hat Geld bei sich?" — „Ganz einfach: Ich gehülch und ruf Kuckuck! Dann zieh'n s' die Börse heraus und schütteln s'."

Zutreffen. „Haben Sie auch einen Pfingstausflug gemacht, Herr Kollege?" — „Ei natürlich! Ich bin Te e' paarmal in'n Keller gestiegen und hab' mir zedesmal e' Fläschchen Wein heraufgeholt!"

Faule Beruhigung. Madame (zu dem neuen Dienstmädchen): „Ihre Vorgängerin habe ich entlassen müssen, weil sie immerzu an den Türen gehorcht und dann in der Nachbarschaft erzählt hat, was bei uns gesprochen wurde — ich hoffe, daß Sie sich derartiges nicht zuschulden kommen lassen!" — „Seien Sie unbesorgt, Madame . . . ich schere Ihnen strengste Distretion zu. (Fliegt. Blätter.)

Ein guter Grund. „Würden Sie am Freitag eine Reise antreten?" — „Unter keinen Umständen." — „Ich kann nur einen so törichten Aberglauben haben!" „Aberglauben? Nicht im geringsten. Ich kriege mein Gehalt am Sonnabend."

Sein Frieden. „Hat denn nun der Mann von dieser „militanten" Suffragette endlich den Frieden gefunden, nach dem er sich immer so gesehnt hat?" „Verhältnismäßig ja. Er ist mit den Soldaten nach Mexiko gegangen."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 25:
„Musketier".

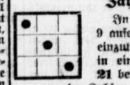
Als richtige Lösung zugelassen ist auch noch
„Griesheimer".

Richtige Lösungen gingen ein 78. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 79. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frau Hagemann, Gebr. Fint, Frau Pönitsch, C. Frühnert, Charlotte Ber, Frau Franziska Renneri, Gretel Sander, Oskar Hanke, Anna Reuter, Alwine Folkens, Artur Hartmuh, C. Weibeck, W. Thiele, Gotthold Welsche, Bertha Peter, Kurt Linke, F. Warnitz, G. Warnitz, Jodo, Reibe, Margarete Rummel, Bruno Rummel, Elisabeth Reibe, Frau Fod. Fleck, Paul Kuckelt, A. Ziese, Georg Stäglich, Gertrud Bammert, L. Fuhrmann, Fr. Lina Vondran, Kurt Ludwig, Wyszgniarski, M. Rötzsch, Otto Menzel, Gustav Grunicke, Marg. Kämpfe, Th. Rudloff, Fritz Dietz, Käthe Brettter, Otto Rölling, Gertrud Weth, Liselotte Wilsenzig, Lydia Sittrich, Ilse Beckelmann, Hans Schulz, Robert Diedrich, Frau Martha Thiel, Helene Thiel, Karl Bobbe, Albert Schwidde, Reinhold Hilfenhaus, Ernst Göbe, Louise Bischoff, Josef Alber, Martha Posse, Martha Böger, C. Leibelt;
von auswärts: Sergeant Müller, Wittenberg, Grete Fischer, Ostrau, Jenny Heiligenstadt, Rothenburg, Frau Luise Rühlemann, Ermsleben, Karl Beilecke, Dessau, Oskar Dietrich, Wernigerode, Heinz Lange, Bad Schmiedeberg, H. Lehmann, Löbejün, Julia Bischupska, Grdb. Ernst Krause, Canena, Alb. Fuhrmann, Canena, Marie Kreutzmann, Nienleben, Albert Hamann, Schotterey, Lina Oertel, Breslau, Alice Erhardt, Gräfenhainichen, Otto Zimmermann, Ifferben, Richard Mühlmann, Zörbig, O. Hartgeste, Zörbig, Miese Claude, Germrode, M. Zenker, Merseburg, Otto Zimmermann, Magdeburg, Paul Goetze, Rokla, Hertha Martin, Gersdtedt, Elly Martin, Gersdtedt.

Die Prämie: „Halloria", ein Saale-Roman von Dr. Funke
entfiel auf **Alwine Folkens, hier.**

Zahlenquadrat.



In die 9 Felder des Quadrats sind 9 aufeinanderfolgende Zahlen derart einzutragen, daß die Summe je dreier in einer Richtung liegenden Felder **21** beträgt. In die Eckfelder dürfen nur gerade Zahlen kommen. Die Zahlen in der durch schwarze Felder bezeichneten Querreihe müssen unmittelbar aufeinander folgen.

Prämie:
Buch der Liebe von Robert Prutz.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Staataufgabe.

(a b c d die 4 Farben: A Ab; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

M., der Mittelhandspieler, verliert auf folgende Karte **ein a-Handspiel** (Eichel-, Treff-Solo) mit Schneider.

a b e dB; aK, D; bA, 9, 8; eA.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Picaue-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-König, Treff-Dame, Picaue-As, Picaue-Neun, Picaue-Acht, Coeur-As.

V. hatte bis Null erhalten und dann gepaßt. Er hätte den Null übrigens gewinnen können. Im Skat lagen dK, D; die Gegentrümpfe spielte sie zu 2 und 3 verteilt. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel.

Lösung der Staataufgabe aus Nr. 23.
Kartenverteilung:
M. aK, 9, 8, 7; bK, 9, 8, 7; eA, K.
V. a, b, eB, eD, 7; dA, K, D, 9, 8.
H. dB, aA, 10, D; bD; e10, 9, 8; e10, 7.
Skat: bA, 10.

Spiel:
1. M. a9, eB, aA (— 13). — 2. V. dA, d7, aK (+ 15).
3. M. a8, bB, a10 (— 12). — 4. V. eD, e8, eK (+ 7).
5. M. a7, aB, aD — b. — 6. V. d9, d10, b7 (— 10).
7. H. e8, eA, e7 (+ 11). — 8. V. bK, d8, bD (+ 7).

Der Spieler bekommt keinen Stich mehr, hat aber mit den 21 Augen des Skats 61. In seiner Freude über das Gewinnen dieses schier unglaublichen Spieles sistiere V. doch noch eine Kognak-Runde.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck. Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk. Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 26 | **Halle a. S., Sonntag, den 28. Juni** | **1914**

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte tun, am Schönen sich erfreuen,
Das Leben lieben und den Tod nicht schenen,
Und fest an Gott und dessen Zukunft glauben,
heißt leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben!
Karl Streckfuß.

Blüten.

Skizzen von Paul Glaserapp.

I. Veilchen.

Die Feierabendglocke schlug. Die Tagelöhner verließen den Gutshof und schritten ihrer Behausung zu. Unter ihnen fiel ein schlankes, flachsblaariges Mädchen auf. Es trug den straffen, wohlgeformten Körper mit jener lebensprühenden Leichtheit, die der Jugend eigen ist und mit einer seinen Anmut der Bewegung, die seines stillen Beschauers Augen entzücken mußte.

Martha Götting wohnte mit ihrer Mutter in einem kleinen Tagelöhnerhäuschen dicht an der Kirchhofsmauer.

Nachdem sie ihr Abendbrot verzehrt und das Geschirr gesäubert hatte, ordnete sie ihre Kleider und trat in die Haustür.

„Die Veilchen fangen an zu blühen", sagte von drinnen die Mutter.

„Wie schön! Da geh ich gleich und pflücke uns ein Sträuchen."

Der junge Gutsherr ging vorüber.

„Guten Abend, Martha! Sind wohl die ersten, die du pflückst?"

Sie richtete sich empor und schaute ihn befangen an. Er war immer so freundlich zu ihr und sie hatte es gern, wenn er mit ihr sprach.

„Darf ich dem gnädigen Herrn meinen Strauß anbieten?" sagte sie zögernd und reichte ihm die Blumen hin, wobei ein tiefes Rot ihre Wangen bedeckte.

Er nahm sie freundlich dankend an und sagte: „Die ersten Blüten sind kostbar. Es wäre unbescheiden von mir, wollte ich dich berauben. Wir wollen teilen, nimm die Hälfte."

Sie nahm sie entgegen mit kindlicher Freude. Er grüßte freundlich und ging. Sie schaute ihm still beglückt nach und legte die Hand dann auf ihr ruhig klopfende Herz. —

Kurz darauf heiratete der junge Gutsherr. Mit der jungen hübschen Frau zog Leben und Sonnenschein in das vereinsamte Schloß. Alles freute sich, daß es wieder eine Herrin gab. Nur Martha wurde stiller von Tag zu Tag.

Eines Tages arbeitete sie mit anderen Tagelöhnern zusammen auf dem Felde. Plötzlich ging ein Schrei des Entsetzens durch ihre Reihen. Auf der Chaussee kam im vollen Jagen der herrschaftliche Wagen daher. Die junge Herrin, die selbst kutschierte, bemühte sich vergebens, über die beiden scheugewordenen feurigen Rosse Herr zu werden. Sie schleuderten den leichten Wagen in toller Fahrt hinter sich her. Alle standen wie vor Schrecken fast starr. Die Weiber kreischten laut auf und erregten die durchgehenden Pferde nur noch mehr. Jetzt war der Wagen in ihre Nähe gekommen. Plötzlich sprang Martha vor die wild daherjagenden Rosse und hielt sie in ihrem rasenden Lauf auf. Sie wurde eine Strecke mit fortgeschleift, ehe der Wagen zum Stehen kam. Besorgt beugte sich die Herrin über ihre bewußtlos niedergesunkene Retterin. Sie winkte einige Arbeiter herbei und ließ sie in das Schloß tragen.

Der herbeigerufene Arzt zuckte bedenklich die Achseln. „Man muß auf das Schlimmste gefaßt sein!" Schwere innere Verletzungen!"

Eine Stunde darauf erwachte Martha aus ihrer dumpfen Betäubung. Sie erkannte den Gutsbesitzer, der in Gemeinschaft mit seiner Frau nicht von ihrem Lager gewichen war.

„Wie geht es dir, Martha?" fragte er liebevoll.

Sie sagte mit matter Stimme: „Sorgt für meine Mutter!"

„Du sprichst gerade so, als wolltest du nie mehr gesund werden!"

Da lächelte sie wehmütig und sagte: „Ich fühle, daß ich sterben muß."

„Du darfst nicht so reden, Martha! Hast du einen Wunsch, so sprich!"

Er beugte sich über sie, um ihre Antwort zu vernehmen. Da hauchte sie ersterbend: „Küsse mich!"

Er blickte seine Gemahlin mit Tränen in den Augen an und erfüllte den letzten, heißen Wunsch der Sterbenden.

II. Rose.

Leutnant Salben hatte sich während des Manövers durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde den Fuß gebrochen. Der Pfarrer des nahen Dorfes

Gedenktage der Woche.

28. Juni 1675 Schlacht bei Fehrbellin.
1712 J. J. Rousseau in Genf *
1813 General v. Scharnhorst †
1864 Uebergang der Preußen bei Alsen.

29. Juni 1577 Rubens *
1831 Minister v. Stein †

30. Juni 1798 Napoleons Landung in Aegypten.
1807 Aesthetiker Vischer *
1814 F. v. Dingelstedt, Dichter, *

1. Juli 1890 Helgoland wird deutsch (deutsch-englischer Sansibarvertrag).
1895 Nordostseekanal (Kaiser-Wilhelm-Kanal) dem Betrieb übergeben.
1911 Entsendung des Kanonenbootes „Panther" nach Agadir in Südmarokko.

2. Juli 1714 Komponist Gluck *
1724 Klopstock †
1778 Rousseau †
1795 Gustav Nieritz, Volks- und Jugendschriftsteller, *

3. Juli 1676 Leopold von Dessau *
1792 Ferdinand von Braunschweig †
1866 Schlacht bei Königgrätz.

4. Juli 1519 Joh. Tetzel, der Ablaßkrämer, in Leipzig †
1745 Chr. Gellert, Dichter, in Hainichen *
1854 H. Zöllner, Komponist, in Leipzig *
1888 Th. Storm, Schriftsteller, in Hadersleben bei Hadermersleben *
1906 Wilhelm, Sohn des Deutschen Kronprinzen, in Charlottenburg *

hatte sich hilfreich seiner angenommen und ihm während seiner Genesung eine Heimstätte bereitet. Hildegard, des Pfarrers Tochter, pflegte ihn. Er hätte sich auch keine bessere Pflegerin wünschen können als sie. Wie wohl tat ihm jeder Dienst ihrer weichen, zarten Hände. Die schöne Sommerzeit erlaubte es, daß er sich viel im Garten aufhalten konnte. Die Rosen blühten reich und voll und ihr Duft weckte in seinem empfänglichen Herzen mehr als ein Gefühl pflichtschuldigster Dankbarkeit. Sein Verstand rechnete ihm zwar vor, welche Chancen eine Heirat bot, die von seinen Vorgesetzten unterstützt und gern gesehen war; doch eines Tages war es über ihn gekommen und er hatte ihr im Augenblicksgefühl seines überströmenden Herzens seine Liebe offenbart. Sie hatte mit tiefer, inniger Gegenliebe seine Liebe hingenommen, eine rote Rose vom hängenden Zweig gepflückt und sie ihm als stumme Antwort mit bebender Hand dargereicht. Da hatte er sie an sich gezogen und ihren rosenroten Mund geküßt. An dem Geburtstage ihres Vaters wollten sie sich verloben, bis dahin aber ihr Geheimnis hüten.

Eine glückliche, selige Zeit kam. Die dichten Rosenbüsche plauderten das süße Geheimnis der beiden Liebenden nicht aus. —

Eines Tages kam ein Freund zu Besuch. Nach der Mahlzeit schlief der Pfarrer ein Stündchen. Hildegard hatte in der Küche zu tun. Die beiden Freunde suchten sich ein stilles, lauschiges Plätzchen hinter den Rosensträuchern. Sie hatten sich viel zu erzählen.

„Du bist auf dem besten Wege, eine Dummheit zu begehen, Rolf!"

Salben sah seinen Freund unsicher an.

„Verstehst du mich nicht? Nun, ich will deutlicher werden. Du hast dem Pfarrerstöchterlein deine Liebe erklärt und ihr die Ehe versprochen. Ist's nicht so?"

„Woher weißt du — —?"

„Denkst du, ich sei blind? Noch ist es Zeit einzuhalten! Denk an Irmgard, Rolf!"

Salben senkte das Haupt und schwieg.

„Nun?"

„Quäle mich nicht, Kurt! Ich habe mein Wort gegeben! Und ich werde es halten!"

„Das wirst du nicht tun! Denke an deine Karriere! Willst du das leicht erreichbare Ziel in dunkle Fernen entschwinden sehen? Was kann dir diese stille Rose des Landpfarrers helfen! Die Welt verlangt Leben, sprühendes Leben, Funken! Ah bah! Hand her und alle Skrupel beiseite! Sie wird einen Monat trauern und dann einen Hilfsprediger heiraten. Habe ich nicht recht?"

„Und wenn du recht hättest?"

„Endlich ein vernünftiges Wort! Keine Umschweife! Bis morgen abend mußt du frei sein. Für das andere laß mich nur sorgen."

„Muß ich, Kurt? Sage, sprich!"

„Du mußt!"

„Was soll ich ihr sagen, wenn ich vor sie hintrete mit heuchlerischem Herzen und sie mich so ernst und fragend mit ihren guten, treuen Augen anschaut? — Ach, Kurt, ich kann nicht! Laß mich! Laß mir Zeit bis —"

Da teilten sich die Zweige des Gesträuchs und Hildegard stand vor ihnen mit wehem, ernstem Lächeln und sagte: „Ich habe Ihr Gespräch mit anhören müssen, als ich den Garten betrat. Es ist nicht gut, gegen den Verstand zu predigen. Ich gehe Sie frei. Nehmen Sie die Erkenntnis mit hinaus in das funkensprühende Leben, daß des Landpfarrers Rose an einen haltlosen, schwankenden Manne Brust nicht gedeihen kann, noch will, denn sie ist still, aber auch stolz. Sie lennen ja das Sprichwort: „Keine Rose ohne Dornen!"

III. Vergißmeinnicht.

Der junge Bursche wanderte rüstig dem Dörfleln zu. Jetzt stand er auf der Höhe und schaute hinab zu jenem Häuschen, das, abseits der Dorfstraße, an einem Hohlweg lag. Dort wohnte die eine, die Herzensbraut. Vor drei Jahren war er hinausgewandert in die weite Welt, um sein Glück zu versuchen. Sie hatte ihm das Geleit gegeben durch den Wiesengrund und ihm ein Sträußchen Vergißmeinnicht hinein in die Hand gedrückt und dann tränenden Antlitzes Abschied genommen. Er hatte in ihre treuen, blauen Augen geschaut und ihr zugeflüstert: „Ich denke dein, immer!"

Jetzt klang das sonntägliche Glockengeläut vom Kirchlein zu ihm herüber durch die Stille. Er stand regungslos und lauschte. Seine Gedanken eilten voraus. Er sah sie zur Kirche gehen mit dem Mütterlein. Nun schritt er eilig vorwärts. Unerkannt ging er quer durch das Dörflein zur Kirche. Vorsichtig um sich schauend trat er ein und stellte sich hinter einen Pfeiler. Bald hatte sein suchendes Auge den Raum durchflogen. Dort saß sie und neben ihr die Mutter. —

Die Gemeinde sang den Schlußvers und jeder suchte den Ausgang. Er war der erste, der hinausging. Schnell stellte er sich hinter einen Mauldeerbaum, der, umgeben von dichtem Fliedergebüsch, an der Kirchhofsmauer stand. Niemand beachtete ihn. Die Kirchgänger schritten auf dem Kiesweg der Dorfstraße zu. Bald erkannte er auch sie. Neben ihr und der Mutter ging eine hochgewachsene Männergestalt. Sie sprachen miteinander. „Wilhelm und du?" nannte sie ihn.

„Luise!" kam es leise wie seinen Lippen, doch niemand hörte ihn. Eine Weile noch stand er regungslos hinter dem Baume und starrte vor sich hin, dann schritt auch er durch die Tür auf die Dorfstraße zu. Er schämte sich offen durch das Dorf zu gehen und schlich auf Umwegen hinunter zum Dorfkrug.

„Soll es wieder heimwärts gehen?" fragte der Krüger.

„Daheim und doch nicht daheim!" murmelte der Bursche.

Der Wirt sah ihn verständnislos an.

„Wollt Ihr noch weit?" fragte er nach einer Pause.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140628023/fragment/page=0001

„Ja und nein! Wer weiß! — Seid Ihr schon lange im Dorf?"

„Ein knappes Jahr erst. Warum?"

„Möchte gern auf eine Frage Antwort haben und dann gehen! Kennt Ihr die Luise draußen am Hohlweg?"

Der Krüger nickte.

„Nun, so sagt mir, hat sie sich einem Burschen versprochen, der Wilhelm heißt?"

Der Krüger sah ihn erstaunt an.

„Soviel ich weiß, hat die Luise keinen Schatz, und der junge Bursche ist ihr Vetter. Die Mutter ist ihm vor kurzem gestorben und da ist er zur Tante gezogen und hilft in der Wirtschaft."

Der Wanderbursche riß die Augen weit auf, dann sprang er auf, warf Geld auf den Tisch und stürzte hinaus, hin zum Hohlweg. Jetzt stand er vor dem Häuschen. Leise betrat er den Hausflur, dann stand er still und lauschte. Drinnen wurde erzählt. Nach einer Weile pochte er mit seinem Knotenstock an.

„Wer ist da?" fragten sie von drinnen.

Jetzt kam jemand, um zu öffnen. Luise war es. Sie schrie laut auf vor Freude, als sie ihn sah und warf sich ihm jubelnd an die Brust.

„Hast mein gedacht, mich nicht vergessen?" fragte er innig, ihr in die klarblauen, treuen Augen schauend, und küßte ihren Mund.

Der Marangon.

Skizze von Julius Mucha.

Auf einer der beiden Landzungen, die gleich den sichelförmig abgekrümmten Scheren eines Taschenkrebses den Binnenhafen des dalmatinischen Inselstädtchens Lissa einschließen, ruht auf hohem Granitsockel ein mächtiger Löwe aus Erz. Scharf ligt er, ein riesiger Wächter, hinaus auf die leichtgekräuselte Fläche der blauen Adria, die vor mehreren Jahrzehnten hier ein blutig Ringen wild aufschäumen ließ unter einschlagendem Granatenhagel und den mörderischen Rammstößen der feindlichen Panzerkolosse. Heute gemahnen nur einige windschiefe Kreuze um das Löwendenkmal an jene Opfer, die das Meer damals mitleidig an den Strand geworfen, oder die später ihrer köblichen Wunde erlegen. Hohes, von Salzkristallen glitzerndes Heidekraut wallt leise über die halbbegrünten Hügel, Falter flattern tändelnd darüber hin, und goldgrüne Eidechsen huschen über die sonndurchglühten Stufen des Denkmals, um zwischen den schützenden Löwentatzen ein behaglich Schläfchen im Schatten zu halten.

Am letzten Tage meines Verweilens auf der dreieckig gelegenen Weininsel fand ich dort unerwartete Gesellschaft, einen alten Mann in der malerisch zerlumpten Gewandung der Sardinenfischer. Den grauen Kopf zwischen den sonngebräunten Fäusten, hockte er am Ufer. Ich erkannte ihn sofort: Es war der Marangon. So nennt man an der Adria den Tauchervogel, der sich durch seine Fähigkeit, beutesuchend eine Weile unter dem Wasserspiegel auszudauern, kennzeichnet. Von ihm mag der Alte, der ganz anders hieß, seinen Spitznamen erhalten haben. Er war ein Allerweltsmensch; tagsüber scheinbar müßig an der Hafen lungernd, dabei aber zu jedem Dienst bereit. Brauchte man einen Boten, Träger, Barkenführer — stets rief man nach dem Marangon, so daß mir der Name schon durch bloßes Hören geläufig war, lange, ehe ich dessen Inhaber zu Gesicht bekam.

Wir begrüßten uns. Dann lehnte ich mich behaglich an eines der schräg in den Boden gestemmten Kanonenrohre, die dem Denkmal als Kettenpfeiler dienen. Einige Bemerkungen über das Meer, seine Freuden und Leiden, leiteten unsere rasch gefundene Bekanntschaft ein. So kamen wir auch auf seinen Beinamen.

„O, den führ' ich, seitdem ich laufen kann. Und doch hab' ich eigentlich nie schwimmen gelernt. Aber, nach Gassenjungenart mich von früh bis spät am Strande herumtreibend, plumpste ich einmal beim Muschelsuchen unversehens in die See, und — Not lehrt beten — paddelte mich prächtig wieder ans Ufer, wie ein junger Hund. Seitdem konnte der Ozean mir nicht mehr Bange machen. Wohl zwanzigmal des Tages flog ich — Kleider beengten mich nicht — tauchend in die hochaufspritzenden Wogen. Bald genügte mir auch das nicht mehr. Ich wollte durchaus wissen, was unter der gleißenden Fläche stecke, und nach einigen mißlungenen Versuchen wurde ich ein trefflicher Taucher. Die wachthabenden Offiziere der Kriegsschiffe in unserem Hafen warfen häufig zum Scherz Kupfermünzen in das Meer, die ich gewandt während des blitzschnellen Versinkens erhaschte und, um ja keinen günstigen Augenblick zu verpassen, in den Mund zu stecken pflegte, so daß ich schließlich aussah, wie der Blasengel an unserem Hauptaltar.

In Gewandtheit kam mir dabei nur einer nach, ein gewisser Nicolò: Schon damals war er neidisch auf mich, wenn meine Backen höher angeschwollen waren als seine, und dann prügelten wir uns zu allgemeinem Ergötzen mitten im Wasser. Aber es half ihm nichts. Ich blieb doch der Marangon. Einmal, viel später, war er freilich nahe daran, meine Erbschaft anzutreten. Aber, — wo doch der andere bleibt?" unterbrach er sich ablenkend. „Wir wollen ein bißchen hinaus in die Riffe, wissen Sie. Da holen wir schon seit zwanzig Jahren Schwämme, mitunter auch einen Korallenzweig, genug für uns beide, die wir da drüben in meiner kleinen Hütte gemeinsam hausen, auf Wein und Brot. Und mehr braucht's nicht."

„Vielleicht können Sie mir aber", warf ich, neugierig geworden, ein, „doch noch kurz erzählen, wie —"

Der Marangon machte eine abwehrende Geberde. Ein Weilchen kämpfte er mit sich selbst, um dann

Juninacht*)

von Annie Harrar.

Und wieder trug ein Tag sich stumm und mild
Ein schwillem Duft und vielen grellen Farben.
Des Abends warmer Purpur schwankt und gilbt
Und steigt noch einmal auf in flammensatten Garben.
Gold liegt auf allen Wegen blank und breit . .
Ein schnelles Wasser ganz von Sonne rot,
Wandert durch Buchengrün und Weidenröhricht.
Die Wiesen stehen von Glanz und gelben Blumen
übergoßt . .
Schwer geht die Luft und süß . . die Pappeln sind
voll Flüstern . .
Der wolkenblaue Ost harrt nachtbereit — —
Und Stille schwingt und schweigt . . Langsam verschwelt der Brand.
Aus stummen Brunnen quillt die Dämmerung empor.
Voll toter Schatten lauert rings das Land. —
Der Himmel rundet sich und dunkelt wie ein Eor.
Aus dem sich letzte Helle von uns stahl . . .
Ein Wind schwillt schmeichelnd, der den Flieder küßt.
Die Mondessichel stimmert zart und schmal . .
Im Park sind heimlich zitternd Stimmen aufgewacht.
Nacht! . . .
Und sie wissen nicht, was in die Behausucht ist,
Was Qual! . . . .

*) Der neuesten Nummer der Münchener illustrierten Wochenschrift „Zeit im Bild" mit Genehmigung des Verlags entnommen.

unvermittelt zu fragen: „Sie sind nicht von hier, reisen bald ab, kommen kaum mehr zurück, wie?"

„Erraten! Nach abend verlasse ich die Insel."

„So, so! Da ist keine Gefahr, wenn man darüber redet; denn — daß ist meine Meinung: „Die Toten soll man ruhen lassen." Er wies auf einen kleinen Hügel, ohne Kreuz noch Stein, unfern von uns.

„Ein Kind?"

„Nein. Kein Mensch. Nur eine Hand." Der Marangon schob sich nachdenklich ein frisches Stück Kautabak in den Mundwinkel. „Sie wissen vielleicht, daß da irgendwo draußen etwa sieben Millionen Lire auf dem Meeresgrunde liegen."

„Allerdings. Das sinkende italienische Admiralsschiff, der „Re d'Italia", soll sie an einem blutigen Julitage mit in die Tiefe genommen haben, hörte ich."

„Richtig. Gehoben hat sie aber noch niemand. Die Krabben und Polypen halten den Schatz allzu fest umschlungen. Zudem: Wer kennt genau die Stelle? Und wenn es über hundert Meter: Wer wagt den Abstieg?

„So hat es niemand versucht?"

„Doch, doch, Signor: ich, der Marangon!"

„Ah!"

„Jawohl. Es war bald nach sechsundsechzig. Da kam ein Mensch auf unsere Insel, lang, mager, schlotterig, das Gesicht gelb wie altes Pergament; ein Engländer. Sein Gepäck bestand in einer schweren Kiste. Er hatte bereits alle Weltteile abenteuernd abgegrast; nun hatte ihn der gleißende Schatz auf dem Meeresgrunde auch hierher gelockt, wie den Fisch der Köder. Er schien sich die Sache bereits zurechtgelegt zu haben, denn seine erste Frage war nach einem tüchtigen, entschlossenen Taucher. Man nannte ihm Nicolai und mich. Zufällig war ich früher zur Stelle und wurde angenommen. „Für das Uebrige sorge ich!" brummte er, einen bezeichnenden Blick auf die Kiste werfend.

Mein Rivale pfie Feuer und Flammen, als er von dem Handel hörte. „Laß mich auch teilnehmen, abwechseln, hörst du?" tau er zu mir. „Nein." Der Goldsurft hatte mich bereits erfaßt. „Du mußt!" — „Wer sagt das? Ich war der Erste!" — „Zufall, per Dia! Also?" — „Troll' dich und sei ein andermal flinker!" — „Dein letztes Wort?" — „Mein letztes." — Nicolo zischte einen Fluch zwischen den Zähnen und warf mir einen giftigen Blick zu, der mich hätte auf der Hut sein lassen sollen. Aber von Habsucht besessen, hatte ich für nichts weiteres Augen und Ohren.

Na, ich meldete mich also pünktlich bei meinem Engländer, und nun kam auch der Inhalt der geheimnisvollen Kiste zum Vorschein: ein vollständiger Taucheranzug. Jetzt war mir auch vor sechzig Meter Tiefe nicht mehr bange. Einen Probesieg wollte ich aber über alle Fälle machen. Nachdem wir dies genau besprochen, ging's hinaus. Der Morgen dämmerte eben erst, die See lag ruhig, fein Segel weit und breit. Der Engländer schweigsam, scheinbar phlegmatisch, ich zitternd vor Erregung. Sehen Sie den mächtigen Felsbrocken — dort draußen — an dem die Flut emporleckt?"

„Zwei Möven flattern darüber hin — ist's der?"

„Ja. Dort legen wir an. Die Wogen haben förmliche Stufen in ihn genagt, bis tief unter den Wasserspiegel; das wollte ich mir zunutze machen für den allmählichen Abstieg. Und nun: Mut, Marangon! Als armer Teufel gehst du hinab, als Millionär, wenn alles gut abläuft, kommst du heraus, also: Avanti!"

Rasch war das Ledergewand umgeschnallt, der Lufthelm auf den Heim geschraubt und dieser aufgestülpt. So, von der Außenwelt völlig abgeschlossen, ließ ich mich von den Bleisohlen an den Füßen leise hinabziehen in das Meer, dessen Flut zurgelnd über mir zusammenschlug.

Nach wenigen Augenblicken faßte ich Fuß. Schwaragrün wogte es vor den gläsernen Glotzaugen meiner Kopfhülle, bis mir endlich angestrengtes Schauen wenigstens das Nächstliegendste zu erkennen ermöglichte. Es war — nichts Besonderes: Bandförmiger, in wunderlichen Verkrümmungen hin und her bewegter Tang, einige silberschuppige Fische, langarmige Qualle dazwischen — sonst nichts. Das Gold mußte also wohl viel tiefer liegen. Vorsichtig, von Zacke zu Zacke tastend, schob ich mich seitwärts, um einen günstigen Punkt für den weiteren Abstieg zu finden, als mir ein unerwartetes Hindernis das Blut in den Adern erstarren ließ: Es war — ein Mensch.

Nackt, die Augen weit aufgerissen, in der Rechten ein Messer: Nicolo! Schwer beweglich wie eine Schildkröte in meinem plumpen Anzuge, sah ich ihn aalgleich heranglelten, um mir — blitzschnell erfasse ich seine Absicht, — den Lufthelm und damit den Lebensfaden zu durchschneiden. Schon streckt er den Arm, und ich sehe mich verloren . . . da steigt ein breiter, unheimlicher Schatten aus der Tiefe zwischen uns empor, und ich habe Geistesgegenwart genug, Nicolo, der mir förmlich in die Arme sinkt, das Messer zu entwinden und mit dem unbekannte Gefahr abzuschneiden! . . . dann werden auch mir hinaufgezogen . . . eine letzte Anstrengung, um in das Boot zu kommen. Besinnungslos stürze ich dort mit meiner festumklammerten Last zu Boden . . .

Ich kam in das Spital, der Engländer verdustete, und erst viel später erfuhr ich den Zusammenhang dessen, was sich damals in kaum einer Viertelminute abspielte. Als ich nach langen Fiebedelirien endlich zum Bewußtsein kam, fiel mein erstes Blick auf — Nicolo. Bleich, eingefallen, die verbundene Rechte in der Schlinge, hockte er an meinem Bett und richtete seine tieftiegenden Augen mit erwartungsvoll flehendem Ausdruck auf mich. Armer Kerl! Er fürchtete sein Verdammungsurteil. Aber da kannte er den Marangon schlecht. Zudem: hatte ich mir nicht selbst auch so manches vorzuwerfen bei der Sache? Kurz und gut: Ich verzieh dem argen Sünder von Herzen, und nun, mittelsam geworden, gestand er: „Ich habe dich belauscht, damals, mit dem Engländer, und mir es, neidgeselgert, zugeschworen: Keiner von uns beiden, den Schatz des „Re d'Italia". So erwartete ich dich am jenem Morgen, eng hinter den Fels gebuckt, um rasch niederzutauchen —"

„Mir den Garaus zu machen. Ich weiß."

„Ja. Und statt dessen rettest du mir das Leben! Ich Elender!" — Ein paar dicke Tränen rollten ihm über die gefurchten Wangen. Da hatte ich nun zu trösten. Bis dahin übrigens war mir alles ziemlich erinnerlich; aber weiter fehlte der Zusammenhang. Nun half Nicolo nach:

„Du weißt nicht, nach was du gestochen? Ein Haifisch war's, von jener bösen Sorte, die der Leichengeruch von Lissa herangelockt und die seitdem nicht mehr aus unseren Gewässern verschwunden. Schon hatte sich die Bestie in meinem Arm verbissen, als du mir zu Hilfe kamst. Wie soll ich dir dies je vergelten? Die eine Hand mußten sie mir freilich hinterher doch amputieren, hier im Spital . . ."

Bewegt von der Erinnerung, fing er aufs neue an, bitterlich zu weinen. Ich beruhigte ihn endlich und gelobte überdies tiefes Stillschweigen. „Wenn jemand fragt, so sagen wir, die Sache wäre beim

Austernfischen geschehen, und ich wäre zufällig rechtzeitig dazu gekommen, verstanden? —"

Die Hand begruben wir hier, unter jenem Hügel, und mit ihr auch jeden Groll für immer. Außer Ihnen, dem Fremden, weiß niemand darum. Doch — da kommt ja mein Boot! He, alter Freund, hierher!"

Ein kleiner Segler schwenkt eben um die Felszunge. Nur ein einziger Mann, weißhaarig, weitergebräunt, sitzt darin. Der Marangon springt hinein und schwenkt zum Abschiede die Matrosenmütze, auch der andere nickt mit freundlich zu. Fest ruht die Linke auf dem sicher gelenkten Steuer, die rechte Hand aber — die fehlt.

Der Bekannte.

Humoreske von Karl Murai.

Aus dem Ungarischen von A. Betus.

Eines fällt mir sehr schwer; das ist: die Gesichter der Menschen im Gedächtnis zu behalten. Ich kann mit jemandem die ganze Nacht durchtanzen, ich kann ihn stundenlang betrachten und studieren, und er scheint mir am nächsten Tage ein wildfremder Mensch, den ich noch niemals im Leben gesehen. Und ich kann mit einer Person ein ganzes Jahr hindurch verkehren, und ich erkenne sie trotzdem nicht wieder, wenn ich sie einige Monate nicht gesehen habe. So vergeßlich bin ich in dieser Hinsicht.

Natürlich erfolgt daraus manche Unannehmlichkeit, die mich sehr verdrießt. Und nicht nur mich, sondern auch denjenigen, den ich nicht erkenne.

Neulich zum Troge brachte ich es doch dahin, Ministerialrat zu werden. Jedenfalls sah man da nicht auf mein Gedächtnis, sondern auf die Zahl meiner Dienstjahre. Wer einmal die Leiter betritt, muß vorwärts, was ich recht vernünftig finde.

Dieser Tage stellte mir meine Frau einen jungen Herrn vor, der bei uns Besuch machte, d. h. nicht bei uns, sondern bei meiner Tochter Molly. Der junge Herr war zierlich gekleidet und höchst ertzent über das Glück meiner Bekanntschaft. Wie gewöhnlich, ließ ich mich ihm gegenüber nieder und begann sein Gesicht zu studieren, um ihn zu erkennen, falls ich ihm begegneie. Als er fort ging, betrachtete ich ihn nochmals, und ich fühlte, ich würde ihn niemals wiedererkennen.

Kaum hatte ich unserm Gaste, denn meine Frau und meine Tochter ihr Lobsied über den jungen Mann. Dieser wackere junge Mann sei Grundbesitzer, Hausherr und Kapitalist, mit einem Worte: eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Er habe vor meiner Frau die Aeußerung getan, er sei des Junggesellenlebens satt und sehne sich nach dem ruhigen Hafen der Ehe; meiner Tochter Molly dagegen sagte er: ihr Bild begleite ihn im Wachen wie im Traume, und er hege ein unaussprechliches Gefühl für sie.

„Du, Gabriel", sprach meine Frau, „dieser junge Mann wäre für unsere Molly ein richtiger Hauptneffer. Er ist reich und doch sehr bescheiden. Weil er jedoch so bescheiden ist, fürchte ich, du wirst ihn abschrecken!"

„Weshalb sollte ich das tun?"

„Weil du blind bist und niemanden erkennst. Du begegnest ihm z. B. morgen auf der Straße und siehst ihn gar nicht an. Er erkennt dich schon aus der Ferne, und pochenden Herzens nähert er sich Mollys Vater, ja, er beginnt zu lächeln. Du blickst ihn bloß fremd an, woraus er schließt, du verbietest ihn und wollest ihm Molly nicht geben. Höchst erbittert, wagt er nicht mehr, unsere Schwelle zu übertreten, und tötet sich vielleicht noch gar. Und alles ist dahin!"

„Ach Papa! ach Papa! Tue es doch nicht!" schluchzte meine Tochter.

„Ich tu's gut. Ich werde es nicht tun. Feierlich verspreche ich, es nicht tun zu wollen."

Und ich war fest entschlossen, mein Versprechen zu halten. Es lag ja in Mollys Interesse.

Als ich darauf die Straße betrat, mußte ich der Ermahnungen meiner Frau gedenken, daß mich der junge Herr eventuell aus der Ferne erkennen, sich mir pochenden Herzens nähern und mir zulächeln könne. Ganz selbstverständlich daher, daß ich die Passanten aufmerksam betrachtete. Ich konnte zwar nicht wissen, daß er mich sofort erkennen und sich mir pochenden Herzens nähern würde; ich wußte jedoch, daß das Lächeln ein Erkennungszeichen sein sollte. Daran sollte ich meinen Mann erkennen.

Und eben deshalb, weil ich sehr aufmerksam war und ein Lächeln erwartete, erkannte ich niemanden. Und ich kehrte nach Hause, ohne mit jemandem gesprochen und ohne jemanden gegrüßt zu haben.

„Hast du ihn eben gesehen? Begegnetest du ihm?" fragte meine Frau sofort bei meiner Heimkehr.

„Ich habe ihn weder gesehen noch bin ich ihm begegnet."

Da brach in der Familie die Trauer aus.

„Wenn du ihn nicht gesehen hast, so hast du ihn gewiß gesehen, aber ihn nicht erkannt", zürnte meine Frau, während mir Molly einen ziemlich höflichen und unfreundlichen Blick zuwarf.

Es schien, als ob sie mit ihrer Behauptung Recht behalten hätten, denn der junge Herr ließ sich nicht blicken, obschon man ihn erwartete.

Gewiß fühlt er sich beleidigt, weil du ihn nicht ansahst", bemerkte meine Frau.

„Ach Papa! ach Papa!" seufzte meine Tochter kummervoll.

Das Nachtessen mundete natürlich niemandem und die Köchin begann zu jammern, sie verstehe nicht mehr zu kochen.

Auch unsere Nachtruhe war dahin. Besonders die meinige. Fortwährend durchstreifte ich die Straßen und Tausende junger Männer kamen mir entgegen, alle lächelnden Antlitzes, zum Gruße bereit. Und ich sprach alle an, und konnte doch nicht den Richtigen finden, denn jeder gab sich für den Richtigen aus. Jeder sagte, Mollys Bild begleite ihn im Wachen wie im Traume, und er hege ein unaussprechliches Gefühl für sie.

Kurz gesagt, ich verlebte eine schreckliche Nacht.

Beim Frühstück brachte das Stubenmädchen einen Blumenstrauß herein. Dieser Blumenstrauß verdrießlichte mich sofort. Er bewies augenfällig, daß ich dem unsichtigen Benehmen meiner Tochter nicht begegnet, auch ihn durch Nichtansehen nicht abgeschreckt haben konnte.

„Also, Gabriel, sei auch in Zukunft vorsichtig, denn diese Blumen sind ein Geständnis. Jetzt schreckt ihn nur noch die Ehre!"

„Tu's nicht, Papa! ach, tu's nicht!" flehte meine Tochter hinzu, die Blumen frühstückte und Duft dazu trank.

Ich ging in mein Amt, und von dort aus trat ich auf die Ufer, um Luft zu schöpfen.

Als ich meines Weges ging und die Vorübergehenden genau beobachtete, schien mein Herz zu erbeben. Ein angenehmes Gefühl durchströmte mein Herz, denn ich hatte den geehrten Herrn erkannt, den das Glück meiner Tochter immer gegenwärtig ist. Ich erkannte ihn nicht an seinem Antlitze, sondern an seinem Lächeln. Als er nämlich ganz nahe bei mir war, begann er zu lächeln und griff nach seinem Hute, um zu grüßen.

Wäre meine Frau und Tochter dabei gewesen, hätten sie mich jedenfalls vor Freude umarmt.

Denn im selben Augenblicke lächelte auch ich und griff ebenfalls nach dem Hute. Nach niemand hatte ich jemandem so zuvorkommend und freundlich gegrüßt. Ich kann sagen, daß es dem jungen Manne sehr wohl tat, und er wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Er fühlte scharf, daß ich seine Absichten kannte, und er bes beglückenden „Ja" sicher sein konnte, daß nach Molly und meiner Frau auch ich stammeln würde.

Er wollte vorübergehen, doch ich ergriff seinen Arm. „Wohin? wohin? junger Freund?" fragte ich ihn sehr liebenswürdig.

„Zum Mittagmahle", antwortete er bescheiden und, wie es schien, sehr gerührt.

„Sie haben noch Zeit dazu. Kehren Sie um und begleiten: Sie mich ein Stück Weges."

So sprechend, faßte ich ihn unterm Arme und ging mit ihm triumphierend durch die Straßen.

Diese verschiedenen Jünglinge sind doch recht seltsam. Wenn sie bei ihrem Ideale sind, hören sie nicht auf zu sprechen; wenn sie jedoch mit einem ernsten Manne zusammentreffen, können sie kaum den Mund öffnen. Und wenn sie sprechen, so stammeln sie bloß.

Hier und da ein Wort wechselnd, zumeist aber schweigsam, schritten wir meiner Wohnung zu. Plötzlich kam mir in den Sinn, ich könne einen Hauptfux anstellen. Ich bringe meine Frau und Molly in arge Verlegenheit, doch gewiß in keine unangenehme; zugleich rehabilitiere ich mich für immer und mache den fortwährenden Vorwürfen ein Ende, daß ich nämlich meine Bekannten niemals erkenne.

Welch eine Ueberraschung, wenn ich mit dem Jungen eintrete und sage:

„Ich habe ihn unterwegs eingefangen und gerandt. Mit Gewalt brachte ich ihn her."

Meine Tochter Molly wird mich nicht mehr scheel ansehen. Sie wird höchstens die Farbe des Szegediner Paprikas annehmen und höchstens flüstern: „Ach Papa! ach Papa!" Ich aber werde mich auf's Sofa werfen und von Herzen lachen.

Als wir beim Haustore angelangt, wollte sich mein junger Begleiter höflich verabschieden.

„Nichts da, Sie müssen hinauf mit mir."

„Aber, gnädiger Herr", versuchte der Jüngling einzuwenden.

Ich gebrauche seinen falschen Ausdruck, wenn ich bemerke, daß ich ihn mit Anwendung von Gewalt in meine Wohnung hinaufzog. Ich ward von dieser Anstrengung wie in Schweiß gebadet.

Trotzdem trat ich Arm in Arm mit ihm ins Zimmer, wo sich meine Frau befand.

„Da ist er! Ich habe ihn auf der Straße eingefangen und gerandt. Mit Gewalt brachte ich ihn her."

Meine Frau warf mir einen überraschten, fremden Blick zu, ebenso dem jungen Herrn, der sich tief elegant verneigte. Da sie sah, ich stellte ihn nicht vor, fragte sie, mit einer gewissen Schärfe:

„Mit wem habe ich die Ehre?"

Das von mir gerandte und hinaufgezogene Wesen erwiderte höflich:

„Mein Name ist Florian Sigeti."

„Was? Sie sind nicht der — — wie heißt er doch nur?" fuhr ich den Burschen an.

„Nein, bitte unterthänigst, ich bin es nicht."

„Wer sind Sie denn?"

„Ich bin Florian Sigeti, der den gnädigen Herrn im Bade — zu rasieren pflegt."

Und da es sich so getroffen hatte, ließ ich mich von ihm rasieren. . . .

Das Beste, was man auf der Welt haben kann, ist daheim sein.

Bert. Auerbach.

Aus der Welt der Frau.

Die Frische der Jugend ist die wahre Grundlage der Ehe.

Frhr. v. Humboldt.

Bade-Toiletten.

(Die Ausstattung der Wassernymphen.)

Mehr und mehr beginnen die sengenden Sonnenstrahlen den Aufenthalt in den Mauern der Stadt unerträglich zu machen, und mächtig locken in diesen Tagen der Sommerglut die würzige, erfrischende Seeluft, die salzige, belebende Meeresflut die zu den Seebädern, die wie ein dichter Kranz das Reich Poseidons umsäumen. So werden nun jetzt manche unserer schönen Leserinnen vor den geöffneten Koffern stehen, sorglam in ihnen all die dustigen, leichten, durchlichtigen sommerlichen Requisiten weiblicher Verführungskunst bergen. Mit einem stillen Seufzer werden sie noch einmal die Badeausstattung betrachten, dieses ewige Schmerzenskind. Wird sie auch so recht sein, werde ich auch in ihr eine gute Figur machen? — Das ist die bange Frage, die auf den Lippen der Wassernymphen liegt, die heuer auch in der Meeresflut immer noch gesellschaftsfähig sein wollen und müssen.

Denn manches hat sich im Laufe des letzten Jahrzehnts im Badeleben gewandelt. Das gute, schlichte Badekostüm ist unter dem Einfluß der eleganten Ausländerinnen mehr und mehr der Badetoilette gewichen. Und vollends durch die Familienbäder und das lustige Strandleben, das sich durch die nächtlich sich vollziehende Niederreißung der alten, die Geschlechter im Bade trennenden Schranken einzubürgern pflegt, ist bei den Damen das Bestreben erwacht, auch im Wasser eine gute Figur abzugeben. Badestrikot oder Badekleid? Das ist die große Frage. Die volle Figur wird noch immer das Trikot machen. Aber wohlgemerkt, nur bei denen, die es sich leisten können. Man vergesse nie, daß zum Trikot gutestörpersormen gehören. Damen, die nicht zu stark, aber auch nicht zu dünn sind. Besonders die richtige Wasserlinie muß vorhanden sein, denn das Trikot vorziehen, da es am bequemsten und zum Schwimmen am geeignetsten ist. Wem das prallsitzende Trikot für die Oeffentlichkeit zu frei ist, der wähle es mit kurzen, angeschnittenen Trikotröckchen. Soll aber das Badekostüm ebenso sehr Luft- wie Wasserbadeanzug sein, dann ist wohl mehr das Badekleid zu empfehlen. Man greife aber um Himmelswillen nicht zu den modernen Phantasietoiletten, die die Französin so sehr bevorzugt. Man läuft sonst Gefahr, sich zu einer stilvoll ausstaffierten Modepuppe zu machen. Denn wo bleibt da der gesunde Menschenverstand, wenn von Paris aus für das Badetrouseau die Parole ausgegeben wird, daß es aus einer Unzahl von Sachen und Fetzchen bestehen soll, die den Badeanzug sich in fast nichts von der Straßen- oder Gesellschaftstoilette unterscheiden lassen. Da ist das obligate Badetorset, zu dem sich in dieser Saison auch noch eine baudünne Unterlatte gesellt. Dann die langen, spinnwebfeinen Strümpfe, die Sandalen mit gekreuzten Bändern, die unendlich vielseitigen und komplizierten Bade-„Behauptungen", die Badeschirme, die Badehandschuhe und auf der andere Fürsenanz. Aber man verstalle doch auch nicht in das andere Extrem, wandle nicht in den Fußtapfen der prüden Amerikanerin, die im hochgeschlossenen, möglichst langen Kleidchen aus schwarzer oder dunkelfarbiger Seide, dessen Düsterheit höchstens vor durch einen einfachen Besatz aus — wie es in dieser Saison Mode ist — karierter Seide gemildert wird, sich fast ausschließlich zeigt. Die goldene Mittelstraße hält ein anspruchendes Kostüm, ein aus einem ziemlich weiten Höschen aus Taft, das rockartig über ein darunter sitzendes Trikotbeinkleid fällt. Dieses ist seitlich nur durch Verschnürung geschlossen, oder je nach der Art, wie diese gewählt ist, vielleicht besser gesagt, geöffnet. Die dazu gehörige Russenjacke ziert entweder ein Schalkragen oder eine plissierte Collerette mit Chemisette-Einsätzen. Auch die Pluderhose und kurze Tunika mit anmutig gewundener Schärpe sind nicht übel; jedenfalls gefälliger wie die langen Röcke nach amerikanischer Art. Als Material wird neben Satin, Seidenserge, Alpacca, am liebsten der glatte, welche und sich anschmiegende Atlas gewählt. Uebrigens hat man auch in dieser Saison mit der Farbendüsterheit gebrochen und die ganze Skala des Regenbogens wird diesmal dem bisher ziemlich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140628023/fragment/page=0002